

btb

»Engelszungen« handelt vom Schicksal zweier bulgarischer Familien, deren turbulente Geschichten auch die Geschichte des Landes widerspiegeln, deren Wege sich immer wieder kreuzen, bis die jüngsten Sprößlinge des jeweiligen Hauses in Wien für wenige Stunden aufeinandertreffen. Die Geschichte nimmt ihren Anfang in einem kleinen Städtchen in Bulgarien, wo die Familie Mladenov und Apostolov ihre Schicksale meistern.

Rund um diese Personen reiht sich eine Vielzahl von Geschichten, die oftmals ineinander verwoben sind.

Aberglauben, die politischen Umstände und die beständige Suche nach Liebe, Glück, Ruhm und Reichtum treiben die Protagonisten voran. Doch das große Glück ist schwer zu fassen.

DIMITRÉ DINEV wurde 1968 in Plovdiv, Bulgarien, geboren, wo er das Bertolt-Brecht-Gymnasium besuchte. 1990 emigrierte er nach Österreich und studierte in Wien Philosophie und russische Philologie. Seine ersten Veröffentlichungen wurden 1986 in bulgarischer, russischer und deutscher Sprache publiziert. Seit 1992 erscheinen regelmäßig Drehbücher, Übersetzungen, Theaterstücke und Prosa in deutscher Sprache. Mit »Engelszungen« legte Dinev 2003 seinen ersten Roman vor, der von Kritikern und Lesern gleichermaßen begeistert aufgenommen wurde. Dimitré Dinev lebt als freier Schriftsteller in Wien.

DIMITRÉ DINEV BEI BTB
Ein Licht über dem Kopf (73520)

Dimitré Dinev

Engelszungen

Roman

btb

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

14. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Januar 2006

btb Verlag in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Copyright © by Deuticke im Paul Zsolnay Verlag, Wien 2003

Umschlaggestaltung: Design Team, München

Umschlagfoto: buchcover.com

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

MA · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-73316-3

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/penguinbuecher

*Für meine Großmutter Kaliopa,
die bis zum Ende mit einem Kreuz unterschrieb
und
für meine Großmutter Dena,
die immer noch auf ihre gestohlenen Schafe wartet*

I. *Miro*

Miro hatte ein Handy und zwei Flügel.

Seine Flügel waren aus braunem, sein Handy aus schwarzem Marmor. An seinem linken Ohr hing ein silberner Ohring, an seinem Hals eine bunte Krawatte. Die Ärmel seines grauen Hemdes waren hochgekrempelt, die Beine seiner Samthose frisch gebügelt. Kein Wind dieser Welt konnte sie aber zum Flattern bringen, denn sie waren auch aus Marmor. So war Miro auf seinem Grabstein abgebildet. Die Flügel über seinen Schultern, das Handy in seiner Rechten stand er da, und weder Hitze noch Kälte, weder Sonne noch Regen konnten etwas an ihm ändern. Nicht einmal die Menschen konnten das. Denn sein Grab befand sich in einer der prominentesten Alleen des Wiener Zentralfriedhofes.

Von bester, ehrenwertester Gesellschaft war er umgeben. Eine donauschwäbische Dichterin, deren Stimme, seit vielen Jahren still geworden, nur noch wie ein unterirdischer Fluß dahinflöß, lag neben ihm. Auch einige verwitwete Gräfinnen lagen neben Miro, die sich ihrer Witwenschaft nun endlich in der Erde entledigen konnten, so wie die k.u.k. Offiziere ihrer Orden. Denn es lagen dort auch k.u.k. Offiziere, zerstreut um Miro wie große Granatsplitter. Ein k.u.k. Oberstleutnant der Artillerie, der keine Kanonen mehr hören konnte, ein k.u.k. Generalstabsarzt, der seine Taubheit nicht mehr zu behandeln brauchte. Ein k.u.k. wirklicher Geheimrat. In Wirklichkeit lag er da, und nun endlich so geheim, wie er es zu Lebzeiten nie gewesen war. Sogar der technische Direktor der Wiener Bestattung ruhte nicht weit von Miro entfernt, als ob er sich in alle Ewigkeit vergewissern wollte, daß mit Miros Grab alles in

Ordnung war. Umgeben von Künstlern, Offizieren und hohen Beamten, von Leuten, die die österreichische Geschichte stumm, doch verlässlicher als jedes Lehrbuch widerspiegeln, ruhte Miro.

Er war kein Österreicher. Auch war er weder im Ersten noch im Zweiten Weltkrieg, sondern erst vor kurzem, nämlich am 24. 12. 2000, gestorben. Wie konnte er einen so prominenten Platz einnehmen? Wer war er?

Über Miro wußte man zu seinen Lebzeiten nicht viel. Man wußte nur, daß er in Jugoslawien geboren war. Man kannte aber weder seinen Geburtsort noch seine Eltern. »Eine Jungfrau hat mich geboren«, liebte er über seine Herkunft zu sagen, aber noch lieber beschimpfte er die, die sich dafür interessierten, denn schimpfen konnte er in allen Sprachen entlang der Donau.

In Wirklichkeit hatte ihn seine Mutter im Gefängnis von Novisad empfangen, was auch einem Wunder glich. Denn sie war nur von Stein, Eisen und Frauen umgeben. Manchmal wurde sie noch vom Regen, manchmal vom Wind berührt. Sonst augenscheinlich von niemandem. Es kamen also nur ein paar von den ganz hohen Beamten in Frage. Da sie sich aber selber nicht sicher war, welcher von ihnen sie geschwängert hatte, entschied sie sich für den Allerhöchsten.

»Was lacht ihr! Gott hat mich befruchtet, ihr Huren!« sagte sie zu ihren Knastschwwestern. Sie wurde vorzeitig entlassen, weil ihr Bauch immer runder und größer wurde und drohte, die Gesetzgebung zu sprengen. Denn in ihr lebte ein Wesen, das noch kein irdisches Gericht verurteilt hatte. Also war sie selbst zur Hälfte unschuldig. Man ließ sie in die freie Welt hinaus. Unschuldig, wie sie war, hätte sie einen unschuldigen Ort gebraucht, um neu anfangen zu können, aber wo findet eine

Frau mit Kind einen solchen Ort in der freien Welt. Wie konnte sie neu anfangen, in einer Welt, in der alles längst angefangen hatte?

Drei Jahre später wurde sie in eine psychiatrische Anstalt eingeliefert, weil sie ihrem Sohn Miro Dornenkronen geflochten und auf den Kopf gedrückt hatte. Dort war sie dann in religiösem Wahn gestorben. Sie hatte die Wände des Zimmers mit ihrem Blut vollgeschrieben. Nur ein einziges Wort hatte sie geschrieben, unzählige Male, vom Boden bis zur Decke hinauf. Das Wort »Miro«.

So wuchs Miro auf, ohne ein Zuhause zu kennen. Seine Verwandten waren der Himmel, ein mit Gras überwucherter Hof und die rostigen Zäune des Kinderheims. Seine Geschwister waren verrotzte Waisenkinder, seine Mutter unter der Erde, sein Vater der Staat. So hörte er es von den Lehrern. Miro kannte ihn nicht, diesen Vater, weil er ungreifbar fern war. Dafür waren die Lehrer nahe. Sie griffen ihn an den Ohren und zogen daran. Im Auftrag des Vaters natürlich. Fremde Leute konnten ihn jederzeit angreifen, und er konnte sich nirgendwo verstecken. Also begriff Miro, daß er kein Zuhause hatte. Ein Leben als ewiger Gast stand ihm bevor.

»Wir sind alle nur Gäste auf dieser Erde«, tröstete ihn der Heizer Dragan. Miro besuchte ihn oft im Keller, saß auf seinem eingesunkenen Bett, aß von seiner Blutwurst, roch gebratene Quitten und sah ihn Sliwowitz aus einer unerschöpflichen Flasche trinken. Es schien ihm, daß Dragan gar keinen Sliwowitz trank, sondern flüssig gewordene Diamanten, die sich ganz schnell seines Inneren bemächtigten und aus seinen Augen glänzten. Ein Mensch wie ein Edelstein. Miros einziger Schatz. Versteckt im Keller des Heimes. Miro hörte das Brummen des Kessels und die Stimme des Heizers, die in seiner Kehle auch zu brennen schien, und ihm wurde wärmer und

wärmer. Nur bei Dragan hatte er Ruhe. Und diese Ruhe schmeckte nach Blutwurst, roch nach gebratenen Quitten, war weich, war nachgiebig wie ein eingesunkenes Bett und brannte und wärmte wie seine Stimme.

»Wir sind alle nur Gäste auf dieser Erde«, sprach wieder einmal Dragan.

»Ja, Gäste«, hatte Miro bestätigt und war noch in derselben Nacht aus dem Heim geflohen. Einen Beutel gebratener Quitten am Rücken, ein fünfzehnjähriges Herz in der Brust, ein leises Lied auf den Lippen. »Meine Mutter ist unter der Erde, mein Vater ist der Staat. Egal, wo ich hingeh, bin ich zuhaus. Egal, wo ich ankomme, bin ich ein Gast«, so sang er oder er sumnte. Denn die Welt sollte von ihm hören.

Jahre später war Miro als Gastarbeiter nach Wien gekommen, war schnell Besitzer von Gasthäusern geworden und oft Ehrengast bei Hochzeiten gewesen. Nun war er wieder einmal Gast, diesmal bei Gott. Aber was sollte dort schon anders sein für Miro. Ein Gast war er immer gewesen.

Er hatte alles aufgegeben und dafür zwei Flügel bekommen. Nur sein Handy wollte er mitnehmen. Mit ihm wurde er begraben. Eine Woche lang klingelte es unter der Erde, so gesucht war Miro, so viele Leute brauchten ihn. Kein Wunder, denn in seinen letzten beiden Lebensjahren hatte er so vielen Einwanderern geholfen wie keine Menschenrechtsorganisation in zehn. Und er tat es weiter.

»Was macht dieser Tschusch auf unserem Friedhof? Schaut's wie groß sein Grabstein ist. Einen zentralen Platz hat er auch noch. Eine Frechheit, einem Ausländer so einen Platz zu geben! Sterben dürfen sie hier, aber dann sollte man sie nach Haus schicken. Woher nimmt er die Kohle für so ein Grab?« fragten sich aufgeregt die Einheimischen und versuchten, die kyrillische Schrift auf dem Grabstein zu lesen. »Der

war doch hundertprozent ein Mafioso«, gaben sie sich selbst die Antwort und hinkten weiter, um die verwachsenen Gräber ihrer Verwandten zu suchen.

Miro stand da mit seinem Handy und seinen zwei Flügeln, hörte ruhig zu und schwieg. Er war ihnen nicht böse, denn ein Gauner war er auch gewesen. Aber nicht deswegen war sein Grabstein groß und aus Marmor und nicht deswegen lagen immer so viele frische Blumen vor ihm. Man konnte beobachten, wie Menschen verschiedener Völker immer wieder an sein Grab kamen, eine Weile vor ihm stehenblieben und ihre unsicheren Schatten auf den Grabstein legten. Danach nahmen sie sie wieder mit, legten statt dessen Blumen darauf und gingen. Ihre Schatten schienen viel fester und dichter geworden zu sein, ihre Gesichter viel heller. Die meisten hatten ihn nicht gekannt, aber auch sie hatten von Miro erfahren. Sie hatten erfahren, daß er, obwohl tot, der einzige in diesem Land war, der den bedürftigen Einwanderern half. Man mußte ihm nur Blumen bringen und ihn darum bitten. Sie hatten zuerst darüber gelacht und gescherzt, aber irgendwann, als sie nichts mehr zu lachen und zu hoffen hatten, hatten sie Blumen gekauft oder sie einfach in einem der zahllosen Parks abgerissen und hatten sein Grab gesucht. Sie suchten und suchten, mit ängstlichen Augen, schwankenden Schritten und unsicheren Schatten, bis sie es endlich entdeckten. Miro stand vor ihnen mit seinem Handy und seinen zwei Flügeln und wartete. Sein Handy läutete nicht mehr, aber er erhörte sie.

II. *svetljo*

Der 30. 12. 2001 war ein klarer und kalter Tag. Wien hatte endlich wieder eine Sonne und einen Himmel über sich. Die Sonne wärmte nicht, und der Himmel war blaß, als ob der frostige Wind die schöne Farbe abgerieben hätte. Was er mit dem blauen Staub vorhatte, verriet er nicht. Vielleicht wollte er ihn unter allen Meeren, Seen und Flüssen verteilen, vielleicht aber nur der Donau schenken, damit sie wieder blau floß. Die vereisten Lacken auf den Straßen waren noch weißer geworden. Sie ähnelten nun vom Himmel gefallenem Wolken. Man konnte darauf steigen, ausrutschen und so im Himmel ankommen. Aber kein Mensch wollte dieses Angebot annehmen.

Nicht, daß es keine Menschen gab, die nicht sterben wollten. Gewöhnlich waren es viele, die in der Zeit von Weihnachten bis Silvester den Gedanken an einen erlösenden Tod durch die feierlich dekorierten Wiener Straßen mit sich schleppten. Der Gedanke war mittlerweile Teil des Festes geworden. Wie die vielen Geschenke. Eine Art innerer Christbaumschmuck. Rund wie die Kugeln und brennend wie die Kerzen. Man dachte an den Tod, aber man übersah das großzügige Angebot der vereisten Wolken und dachte lieber an einen Selbstmord. Man wollte weiter alles in der Hand haben. So war man gewohnt zu denken. Man hatte ja auch bis vor kurzem gedacht, das Leben fest in der Hand zu haben. Also übersah man die Wolken und dachte daran, sich mit Gas oder Schlafmittel zu vergiften, sich aus Fenstern oder von Felsen zu stürzen, sich aufzuhängen oder zu erschießen, oder einfach besoffen ins Auto zu steigen, auf das Gaspedal zu drücken und irgendwann das Lenkrad, so wie vorher das Leben, aus der Hand zu geben.

Mit ähnlichen Gedanken beladen, schlug sich auch Svetljo den ganzen Vormittag durch die frostigen Straßen. Er hatte aber kein Auto, in das er sich setzen und so dem Tod entgegen fahren konnte. Er hatte keine Pistole, keine Schlafmittel und keinen Gasherd zu Hause. Zwar hatte er einen Strick, aber der Plafond seiner Wohnung war zu niedrig. Sich in einer fremden Wohnung oder in einem Park aufzuhängen, fand er zu theatralisch und unverantwortlich. Sich aus dem Fenster zu stürzen, war sinnlos. Seine Wohnung lag ebenerdig. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als den Selbstmordgedanken wie eine glänzende Verpackung wegzwerfen und die Verzweiflung mit sich herum zu tragen.

Es war 11 Uhr, als er sich vor dem Riesenrad im Prater wieder fand. Er war ziellos gegangen, und doch hatten ihn seine Schritte vor dieses große Rad geführt. Es drehte sich langsam. Ab und zu blieb es stehen, danach drehte es sich wieder. Svetljo näherte sich ihm langsam, blieb stehen, dachte. War das das Rad des Schicksals? Man steigt ein, hebt ab, wirft einen Blick auf die Welt, und schon geht es wieder hinunter. Für Erwachsene kostete es 80 Schilling. Von einem Schicksalsrad konnte also nicht die Rede sein. Es war voll mit japanischen Touristen. Touristen hatten gewöhnlich auch bessere Schicksale. Das Riesenrad war für Touristen gedacht. Kein Schicksalsrad also, sondern ein Rad für bessere Schicksale. Svetljo war kein Tourist. 80 Schilling zu bezahlen, nur um Wien von oben kennenzulernen, war für ihn, der die Stadt so gut von unten her kannte, lächerlich. Lächerlich auch, das Schicksal mit einer Touristenattraktion zu vergleichen. Lächerlich kamen Svetljo alle seine Gedanken vor. Sie drehten sich langsam. Ab und zu blieben sie stehen. Danach drehten sie sich wieder. Menschen mit besseren Schicksalen stiegen ein und aus, aber auch bessere Zeiten und bessere Orte. Wenn er nur zu denken aufhören könnte. Svetljo zählte nochmals sein

Geld. Es waren 300 Schilling. Es war nicht allein die Summe, die ihm Sorgen bereitete, sondern die Zeit, in der er mit diesem Geld auskommen mußte. Ein Tag wäre kein Problem, eine Woche auch nicht, aber Svetljo hatte ein ganzes Leben vor sich und keine Ahnung, wann er wieder zu Geld kommen würde. Es war weder die Summe, noch der Tag, noch die Woche das Problem, sondern das Leben. Und je länger er sich dieses Leben vorstellte, desto weniger wurden seine 300 Schilling. Deswegen versuchten seine Gedanken, die Länge des Lebens an diese Summe anzupassen. Er war schon oft ohne Geld gewesen. Er kannte diesen Zustand gut, hatte oft darüber nachgedacht, gelacht, und nie war ihm sein Leben damals lang vorgekommen. Was hatte sich nun geändert? Eigentlich nichts, außer, daß er nicht mehr darüber lachen konnte. Vielleicht war er deswegen in den Prater gekommen. Er schickte seinen Blick auf die Suche nach etwas Lustigem. Der Platz neben dem Riesenrad war leer. Nur auf einer Bank war ein eingnickter Herr zu sehen. Er hatte wahrscheinlich getrunken, sich danach ein Langos gekauft, sich hingesetzt, einen Bissen gemacht und war eingeschlafen. Das Langos hielt er noch in der Hand. In seinem grünen Trachtengewand wirkte er wie ein bemooster Stein, aus dem das Langos wie ein großer Pilz sproß. Svetljós Blick durchkämmte den Platz, streichelte sanft über den Steirerhut des Eingeschlafenen wie über einen fernen Hügel, stieg dann in die Höhe und blieb in den leuchtenden Buchstaben einer Inschrift wie in einem Netz hängen. »Casino Casablanca« leuchtete es vor seinen Augen. Die hellen Buchstaben trafen Svetljós Seele wie Blitze die nächtliche Erde. Das ist ein Zeichen dachte er. »Ich habe 300 Schilling. Mehr als 300 Schilling bedeutet auch mehr Leben. Wenn ich gewinne, ist es gut. Wenn ich sie heute verliere, ist es egal. Denn wenn nicht heute, dann gehen sie mir morgen aus. Es ist einfach, es ist sehr einfach«, dachte er weiter. Kurz danach stand er in der Spielhalle.

Drinnen war es Nacht. Nur die Spielautomaten leuchteten und zeigten einem den Weg. Schön nebeneinander gereiht, eine Reihe gefallener Sterne. Nahe und greifbar. Vor einigen saßen Leute. Manchmal sprachen sie mit ihnen, beteten zu ihnen, streichelten und küßten sie. Manchmal schimpften sie mit ihnen, drohten, rüttelten und schlugen sie. So wie man es eben mit den eigenen Sternen macht. Die Erzeuger der Firma Novomatic wußten, wie unzufrieden und widersprüchlich die Seele war und wie leichtsinnig und gewaltsam der Mensch mit seinem Stern umgeht. Also bauten sie die Spielautomaten robust und geduldig. Sie ertrugen fast alles, was in einem Menschenherzen geboren werden konnte. Sie waren ja auch nicht allein. Stets in ihrer Nähe stand das Casinopersonal. Männer in schwarzen Hosen, roten Sakkos, weißen Hemden mit eingeschlafenen schwarzen Maschen und wachen Augen in verschiedenen Farben. Sie umsorgten Automaten und Spieler. Den Zorn der Spieler milderten sie mit kostenlosen Weinen und Bränden, ihren Eifer stärkten sie mit Kaffee, Tee und Säften. Wenn mancher Zorn zu groß für die kleine Halle war, dann wurde dessen Verbreiter von ihren schnellen Händen gepackt und auf die Straße gesetzt, um mit den echten Sternen zu hadern.

Svetljo blickte in diese verfrühte Nacht und suchte seinen Glücksstern. Vor einem Pokerautomaten blieb er stehen. »Laß mich gewinnen«, sagte er zu ihm. Der Automat schwieg, schien aber einverstanden zu sein. Denn so war er geschaffen. Svetljo setzte sich, schob 100 Schilling hinein, spielte, verlor sie, seufzte, spielte trotzdem weiter und hoffte, bis er alles verloren hatte. Erst dann spielte er nicht mehr und war wieder verzweifelt. Denn so war er geschaffen. Er starrte auf den Automaten und schwieg.

»Einen Kaffee für den Herrn?« nahm er eine Stimme, dazu ein rotes Sakko, eine schwarze Masche und einen hellen

Schnurrbart wahr. Zwei blaue Augen ohne Wimpern boten sich ihm an. Zwei kleine Bühnen, die längst keine Vorhänge zu brauchen schienen, da sie nie leer wurden.

»Ich hab' verloren«, sagte Svetljo leise.

»Ich hab's gemerkt.«

»300 Schilling hab' ich verloren.«

»Hätten Sie mehr gehabt, hätten Sie die auch verloren.«

»Kann man hier denn nie gewinnen?« schaute Svetljo wieder auf die Bühnen.

»Nie. Man kann nur verlieren.«

»Wieso kommen dann die Leute her?«

»Weil sie verloren sind.«

»Sind das viele?«

»Sehr viele.«

»Warum sind so viele Menschen verloren?«

»Weil sie verzweifelt sind.«

»Und sie wissen, daß sie hier nicht gewinnen können?«

»Sie wissen es.«

»Warum gehen sie dann nicht woanders hin?« fragte Svetljo nach einer Pause.

»Sie gehen auch woanders hin, aber die Verzweiflung bleibt... Ich bringe Ihnen einen Kaffee. Das tut gut«, sagte der Mann, und seine Worte rochen leicht nach Rum, nach Tabak und nach Fisch, so wie Matrosen, die lange durchs Meer geschaukelt wurden. Svetljo sah einen dunkelroten Rücken und einen hellen Hinterkopf wegziehen und nach einer Weile, als ob das Segel gewechselt worden wäre, eine weiße Brust, einen hellen Schnurrbart, blaue Augen und eine Tasse Kaffee zurückkommen. Svetljo bedankte sich, machte einen Schluck, seufzte.

»Das war mein letztes Geld.«

»Ich hab's mir gedacht«, meinten Mann, Meer und Fisch in einem.

»Ich weiß nicht, was ich tun soll.«

»Ich kann Ihnen vielleicht helfen.«

»Mir kann nur ein Wunder helfen. Es tut aber gut, mit Ihnen zu reden. Wie heißen Sie?«

»Lukas. Ich bin Pole. Polen reden gern. Am liebsten aber über Wunder. Haben Sie schon von Miro gehört?«

»Nein.«

»Er wird Ihnen helfen«, sagte Lukas, den Kopf über Svetljo gesenkt. Meer und Fisch schwiegen. Svetljo konnte sie nur riechen.

»Warum sollte er?«

»Sie sind ein Ausländer. Sie haben kein Geld. Sie haben keine Arbeit und sie sind verzweifelt. Wahrscheinlich sind Sie auch illegal hier. Da kann nur Miro helfen«, sprach Lukas leise, wie aus dem Bauch eines Fisches.

»Wer ist Miro?«

»Ein Engel. Er hat vielen geholfen.«

»Sagen Sie schnell, wo ich ihn finden kann«, sprang Svetljo auf.

»Auf dem Zentralfriedhof. Dort liegt er.«

»Hören Sie auf. Sie machen sich über mich lustig.«

»Nicht im geringsten.«

Svetljo blickte wieder auf die zwei Bühnen, was aber dort gerade aufgeführt wurde, konnte er nicht sagen. Sie standen nur offen und beleuchtet.

»Er ist doch tot, oder?« fragte er leise.

»Ich sagte doch, er ist ein Engel.«

»Ein Toter soll mir helfen?«

»Wenn's die Lebenden nicht tun!«

»Lukas, Sie sind ein Spaßvogel«, sagte Svetljo lachend.

»Ich bin ein Pole. Polen reden am liebsten über Wunder«, antwortete Lukas ernst.

»Tut mir leid, aber den Blödsinn glaube ich nicht.«

»Sie brauchen nicht zu glauben. Sie brauchen nur an sein Grab zu gehen und ihm Ihre Lage zu erklären. Man findet ihn leicht. Er liegt nicht weit von der Kirche.«

»Danke, Lukas. Es war nett, mit Ihnen zu reden, aber ich muß jetzt gehen«, sagte Svetljo, von einer Unruhe erfaßt. In seinen Ohren ein fernes Meeresrauschen, in seiner Seele Wind. Er ging schnell zur Tür.

»Probieren Sie es, und bringen Sie ihm eine Blume, wenn Sie können. Miro liebt Blumen«, folgten ihm Lukas' Worte auf die Straße wie Möwen.

»Ein Verrückter! Gut, daß ich weg bin. Verrücktheit ist ansteckend«, dachte Svetljo. Draußen war wieder Tag. Der Platz war leer, die Uhr zeigte 11 Uhr 30. Der Mann in Grün schlief immer noch, das Riesenrad drehte sich, der Wind wehte, Svetljo dachte. »Klar wird man irre, wenn man die ganze Zeit im Dunkeln verbringt. Und was er mir für Geschichten erzählt. Was glaubt er? Nur weil der Papst auch ein Pole ist, hat er einen heißen Draht zum Jenseits. Ich kenne genug Polen. Aber noch keiner hat mich zu einer Leiche geschickt. Ich habe mit ihnen Gräber und Grabsteine geputzt, das schon. Aber daß sie von einem Toten Hilfe erwartet hätten, ist mir nicht aufgefallen. Bezahlt haben uns immer Lebende. Dieser Lukas hat mir gerade noch gefehlt! Ein Wahnsinniger! Am besten, ihn gleich vergessen und an etwas anderes denken.« Aber woran sollte Svetljo denken. Vorher hatte er an die 300 Schilling gedacht. Jetzt hatte er sie nicht mehr. Er hatte auch an das Riesenrad gedacht. Jetzt war es weit hinter ihm. Danach hatte er an das Casino Casablanca gedacht und drinnen wartete Lukas. Er hatte auch über sein Leben nachgedacht. Nun dachte er weiter darüber nach und da wartete wieder Lukas, war Pole und sprach am liebsten über Dinge, die man am besten gleich vergessen hätte. Aber Svetljös Augen hatten sie nicht vergessen und während er den Stadtpark durchquerte,

hielten sie Ausschau nach Blumen. Seine Hände hatten sie auch nicht vergessen, denn sie griffen nach einem stacheligen Zweig, auf dem kleine rote Früchtchen schimmerten, und rissen ihn ab. Am wenigsten hatten sie aber seine Füße vergessen, denn sie führten Svetljo zu der Haltestelle der Straßenbahnlinie 71. »In der Früh wollte ich mich umbringen. Jetzt fahre ich zum Friedhof. Ich wollte tot sein, um meine Probleme zu lösen. Jetzt soll ein Toter das für mich tun. Und all das verdanke ich einem Polen. Ich muß verrückt sein. Nein, ich bin nur verzweifelt«, sagte sich Svetljo in der Straßenbahn. »Ich muß sehr verzweifelt sein«, verbesserte er sich nochmals. Die Straßenbahn fuhr und fuhr. Die, die einstiegen, wurden immer älter und älter, der Friedhof kam immer näher und näher.

Älter wurde auch Svetljo, als er den Friedhof betrat. Seine Füße wurden unsicher, seine Hände schwer, seine Augen schlechter, sein Gesicht blaß, sein Körper beugte sich nach vorne, wie von einem unheilbaren Leiden gezeichnet. Man wurde automatisch älter, wenn man am Friedhof ankam. Als ob man den Neid der Toten fürchtete. Aber sie waren nicht neidisch. Sie ließen Gras über ihre Gräber wachsen, Staub und Dreck ihre Steine bedecken, Vögel und Fliegen sich auf ihren Stätten niederlassen, Ameisen und Käfer sie bewandern. Sie vermehrten sich wie die Lebenden, ließen aber alles zu, waren still und mit allem zufrieden. Auch mit dem frostigen Wind, der sich gerade aus Svetljos Augen Tränen, aus dem Zittern seines Körpers Mut und aus seiner rinnenden Nase die Kindheit holte. Also alles, was er zum Spielen brauchte. Svetljo gewann er jedenfalls nicht als Freund. Svetljo haßte ihn. Svetljo haßte ihn seit dem ersten Tag, an dem er nach Wien gekommen war. Es war ein alter, ein unüberwindlicher Haß. Er ging durch die Alleen, versuchte, sich vor ihm zu verstecken, aber umsonst. Der Wind machte ihn überall ausfindig.

Die Sonne schien, aber sie berührte die Erde mit kalten, gelben Fingern, um ein paar Schatten zu zeichnen, die vereisten Lacken zu polieren und einige Augen zum Zucken zu bringen. Svetljo schien sie ein gelber Stein mitten in einem blauen Friedhof. Svetljo hatte aber im Himmel nichts zu suchen. Er suchte ein Grab auf Erden. Und da gab es viele. Und der Scheißpole hatte ihm nur gesagt, in der Nähe der Kirche. Und der Wind wehte. Eine windige Sache das Ganze. Die feuchten Augen auf die Namen gerichtet, segelte Svetljo an den Gräbern vorbei. Gereiht und reglos waren sie, wie auf Sand gezogene Boote. Sein Körper schaukelte, seine Nase tropfte, sein Mantel flatterte. Svetljo beschimpfte alle Winde, alle Friedhöfe und einen Polen. Laut und hemmungslos schimpfte er, wie ein Matrose. »Einen vergrabenen Schatz findet man leichter als einen begrabenen Engel. Nur einen größeren Trottel als mich findet man schwer«, dachte Svetljo und schaute, wie weit er mit Hilfe des Windes spucken konnte. Seine Spucke überflog zwei Gräber und fiel auf das dritte. Svetljo maß die Entfernung mit Schritten, war zufrieden, sammelte wieder Speichel, warf einen Blick auf den Grabstein, sah viele Blumen, ein Handy, zwei Flügel, las Miro darüber, schluckte Speichel und Zorn, schaute schuldlos auf den Stein, spürte weder Kälte noch Scham und war bereit, mit jedem Engel zu reden.

»Lukas schickt mich zu dir«, begann Svetljo, Augen und Seele Miro zugewandt. Er konnte sich nicht erinnern, jemals einen Engel getroffen zu haben, aber das Gesicht von diesem kam ihm bekannt vor. Er war überzeugt davon, ihm schon einmal auf Erden begegnet zu sein. Wo war das? Wo...? Aber klar doch. In Prag. 1990 war das. Auch im Dezember. Damals saß er mit Freunden im Kellerlokal des bulgarischen Klubs, aß Moussaka, trank Wein und fühlte sich himmlisch wohl, obwohl er damals noch kein Engel war. »Ach, Miro, Miro!

Warum müssen wir uns gerade hier wiedersehen? Erinnerst du dich noch an mich? Ich bin Svetljo. Wir saßen an einem Tisch damals. Ich und mein Freund Sascho. Wir wollten nach Österreich, und du hast uns gesagt, wo die Grenze am wenigsten bewacht ist. Ich hab' mir damals deinen Namen nicht gemerkt. Endlich weiß ich ihn. Nicht schlecht, was aus dir geworden ist. Nicht schlecht. Aber aus mir ist nichts geworden, Miro, nichts! Schau, nicht mal eine Blume konnte ich dir kaufen. Ich hab' den Zweig vom Park mitgehen lassen. Lukas hat gemeint, du kannst mir helfen. Diese Polen kennen sich überall aus. Geh zu ihm, sagte er, und erzähl ihm von dir. Na gut, dann hör zu. Ich erzähl' dir jetzt alles. Ich weiß nicht, warum ich so bestraft werde. Vielleicht wegen meinem Vater. Habe ich dir von ihm erzählt? Jordan heißt er...« Der Zweig rutschte aus Svetljós Händen und machte sie frei für die Höhen und Tiefen seiner Geschichte.

III. *Iskren*

Am liebsten wäre Iskren an einem anderen Tag, in einer anderen Stadt, in einem großen Bett und neben einer schönen Frau aufgewacht. Statt dessen wachte er neben einer Fliesenwand, in einem Klo und in derselben Stadt auf, und es war der 30.12.2001. Die Fliesen waren nicht schön, das Klo war klein, und die Stadt hieß Wien. Wien ist eine Stadt, in deren Toiletten viel geschnarcht und viel geträumt wird. Die Wiener Klos beherbergen Menschen ohne Dach, ohne Familie, ohne Verwandte, ohne Freunde, ohne Geld, ohne Papiere, ohne Hoffnung, ohne Ziel und ohne Heimat. In den kalten Nächten öffnen sie sich für nur fünf Schilling wie Herzen, schließen einen warm in sich und lassen ungestört von einem Dach, von Freunden und von Geld träumen. Die Menschen, denen die Klos als Schlafraum dienen, werden immer mehr, die Wiener Klos sind nachts immer öfter besetzt.

Am Morgen des 30.12. krächten keine Hähne in Wien, sondern es knarrten die Klotüren. Aus den Toiletten der Bahnhöfe Wien West, Wien Nord, Wien Süd und Wien Mitte kamen österreichische Staatsbürger dem Tag und dem Staat entgegen. Iskren kam aus der Schottentor-Toilette. Er war kein österreichischer Staatsbürger, aber er war gerade im Begriff einer zu werden. Deswegen ging er gleich zu Wolfi, einem Freund, den er aus besseren Zeiten kannte. Deswegen hatte er gestern sein letztes Geld vom Konto abgehoben. Es waren 10000 Schilling. Das war zu wenig. Iskren wußte es. Es hatte aber auch bessere Zeiten gegeben. Wolfi mußte das wissen. So hoffte Iskren. Deswegen klingelte er schon um 7 Uhr früh an seiner Tür.

Doch Wolfi wollte nichts von Iskren wissen. »Die Zeiten sind schlecht«, meinte er. Das Geld war ihm zuwenig, Iskren zu heiß. »Für 10000 kriegst du heute nicht mal einen falschen italienischen«, sagte er. Iskren wollte einen österreichischen. Italienische Papiere brachten Unglück. »Vergiß es! Unter 50 Blauen geht gar nichts. Und das ist schon ein Freundschaftspreis.« Wolfi wollte noch etwas erwähnen, aber etwas anderes kam ihm in den Sinn. »Du stinkst ja furchtbar«, sagte er. So sollte man nicht mit Freunden reden, Wolfi. »Ich soll mich doch anpassen. Und Österreicher stinken. Wußtest du das nicht, Wolfi? Du hast vieles vergessen, Wolfi, vieles«, sagte Iskren. Nichts hatte Wolfi vergessen, nichts. »Entschuldigung«, sagte er, und es tat ihm auch wirklich leid. Iskren sollte ihm zuhören. Aber Iskren wollte nichts hören. »Ich brauche den Paß. Ich werde später zahlen. Du kennst mich doch«, unterbrach er ihn.

»Die Geschichte mit Wolodja ist seit zwei Wochen in den Zeitungen. Wolodja ist ein Genie, das gebe ich zu, aber die Welt besteht aus Dummheit, und mit Dummheit kennt sich die Polizei am besten aus. Kaum passiert Wolodja was Dummes, ist sie auch schon da und holt ihn. Nun sucht sie nach seinem bärtigen Partner. Und was machst du? Du rasierst deinen Bart, kommst zu mir, hast beschissene 10 000 Schilling und glaubst, weil es kurz nach Weihnachten ist, darfst du dir einen österreichischen Paß wünschen. Jeder an meiner Stelle würde die Hände von dir lassen. Man würde dir nicht mal die Tür aufmachen. Ich aber mache dir die Tür auf, mache dir Kaffee, mache dir einen Spottpreis und du, statt danke zu sagen, machst du mir Vorwürfe. 50 Blaue, und du bekommst den Paß. Vorher laß dich hier bitte nicht mehr blicken.«

Es tat weh, Wolfis Worte zu hören, Wolfis warme Wohnung zu verlassen, wieder durch Wien zu wandern und sich einen Paß zu wünschen. Iskren tat es weh zu hören, zu ver-

lassen, zu wandern und zu wünschen. Wie weh das Wünschen tat. Denn Iskren wünschte sich vieles.

Er wünschte sich, nie erfahren zu haben, daß die Polizei schon in seiner Wohnung gewesen war. Denn dort lagen sein Geld, seine Papiere und seine Freundin. In einer anderen Wohnung sollte eigentlich auch Geld von Iskren liegen. Es lag gewöhnlich unter einer Matratze, auf der Matratze Gabor, und neben Gabor lag gewöhnlich dessen Ehefrau Emma. Das Geld war sicher noch dort, auch Gabor. Nur Emma nicht. Die Polizei hatte sie in Iskrens Wohnung gefunden und zum Verhör mitgenommen. Also war Gabor allein mit dem Geld. Es war sicher ungewöhnlich für ihn, so allein zu sein, aber es war logisch. Lag neben Gabor aber keine Ehefrau, sollte auch Iskren lieber kein Geld unter seiner Matratze suchen. Es war ungewöhnlich schlecht für Iskren, aber es war logisch.

Iskren wünschte sich mit all dem, was unter und auf dieser Matratze gelegen war, nie zu tun gehabt zu haben. Viele Wünsche hatte er, aber am meisten wünschte er sich, Wolodja nie getroffen zu haben. Wie weh das Wünschen tat. Iskren sollte weniger wünschen, dann würde er auch weniger leiden. Er sollte endlich damit aufhören, Dinge ungeschehen machen zu wollen. Es brachte ihm nichts. Er sollte sich lieber konzentrieren. Gut. Er hörte damit auf, er konzentrierte sich. Es war 8 Uhr 30, und er stand vor der Oper. Und er wünschte sich nur noch eines: einen österreichischen Paß. Dafür brauchte er noch 40000 Schilling. Ein Bad und ein Bett wünschte er sich auch. Also Bad, Bett und Bares war alles, was er sich wünschte. Iskren dachte gleich an Agop. Gut war Agop, ein Armenier war Agop, ein Bad und ein Bett hatte Agop. Zehn Tage lang hatte Iskren die Wärme seiner Wohnung, die Speisen seiner Frau, das Lachen seiner Kinder und die Weichheit seines Bettes genossen. Danach mußte er gehen. Zu gefährlich war es Agop, er hatte eine Familie. Iskren sollte verstehen.

Iskren hatte verstanden und war seitdem auf der Straße. Keiner wollte ihn haben. Allen war er zu gefährlich. Keiner hatte ihm Bad und Bett angeboten. Außer Agop, der Gute, der Armenier. In seiner Arbeitszeit verkaufte Agop Pizzastücke, Getränke und Kebap am Bahnhof Wien Mitte. In seiner Freizeit Zigaretten und Kaviar in ganz Wien. Mit dem, was er in seiner Arbeitszeit verdiente, konnte die Familie in Wien bleiben, mit dem, was er in seiner Freizeit verdiente, konnte sie leben, so erzählte er. Bescheiden lebte Agop. Seine Kinder aßen keinen Kaviar, seine Frau rauchte nicht. Also ein bißchen Bares mußte er haben. An wen sollte Iskren jetzt denken, wenn nicht an Agop. An seine Arbeit dachte er und an seine Freizeit. Gut war Agop und auch bescheiden, ein Bett hatte Agop und auch ein Bad und vielleicht auch ein bißchen Bares. Iskren dagegen hatte keine Zeit zu verlieren. Er war konzentriert. Es war 8 Uhr 37. Zwischen 7 und 19 Uhr war Agop, Gott sei Dank, an Wien Mitte gebunden. Iskren lief dorthin, atmete viel kalte Luft ein, viel warme aus, und schon stand er dort, die Kälte im Inneren, außen der Schweiß. Agop verkaufte Pizzastücke, Getränke und Kebap. Ein Kunde kaufte gerade zwei Kipferl. Iskren hatte nicht gedacht, daß Agop auch Kipferl verkaufte. Agop verkaufte die Kipferl und dachte nicht an Iskren, er dachte lieber an seine Familie. »Du weißt doch, wie schwer es ist, hier zu bleiben. Ein Fehler, du wirst abgeschoben, und die ganze Mühe war umsonst«, sagte er auf Russisch und verkaufte drei Krapfen, denn Agop verkaufte auch Krapfen. Am liebsten wollte er überhaupt nur verkaufen und nicht mit Iskren sprechen. Seine kleinen schwarzen Augen schauten lieber auf die Ware. Wie Ameisen durchkletterten sie die Mehlspeisen, dann die Umgebung und nur selten Iskrens Gesicht. Gute, fleißige Augen, die sich lieber um die Familie mühten. Iskren wollte nicht, daß ihn diese Augen nach Hause mitnahmen. Iskren schätzte sie, Iskren verstand sie. Er war

nicht gekommen, um seinem Freund Agop zu schaden, denn so einen guten Menschen findet man selten, meinte Iskren, hörte, wie Agop eine Schaumrolle verkaufte, sah den Kunden verschwinden, versprach dasselbe zu tun, sah, daß Agop sich entspannte, und erst dann bat er ihn um Geld. Eine große Nase hatte Agop, viel Luft ging hinein. Große Lippen hatte Agop, aber nur ein Wort kam heraus. »Wieviel?« 40 000 brauchte Iskren, und Agop brauchte noch mehr Luft. »In zwei Monaten gebe ich dir 60 zurück, du weißt, du kannst mir vertrauen«, versprach Iskren. Agop hatte eine große Nase, große Lippen und großes Vertrauen, aber kein großes Geld. Bescheiden lebte er, seine Kinder aßen keinen Kaviar, seine Frau rauchte nicht. Woher sollte er soviel Geld nehmen. »Gib mir soviel du kannst«, sagte Iskren. Ein großer Seufzer kam Iskren entgegen, danach lange nichts, und aus dem Nichts kamen fünf blaue Scheine. »Mehr kann ich dir nicht geben«, sagte Agop. Iskren küßte den Armenier Agop. Iskren dankte dem guten Agop. Für das Bad, für das Bett und das Bare dankte er ihm. 5 000 Schilling hatte er gerade bekommen. Hätte Iskren mehr Freunde wie ihn gehabt, wäre er jetzt gerettet. Aber es gab nur einen einzigen Agop in Wien. Untertags verkaufte er Pizza, Getränke und Kebap. Nachts Zigaretten und Kaviar. Viel Glück hatte er Iskren gewünscht und ihm noch einen warmen Börek geschenkt, denn Agop verkaufte auch Börek.

Und wieder war Iskren in Wien unterwegs. Als er aufgewacht war, hatte er 10 000 Schilling gehabt. Nun hatte er 15 000 in der Tasche, ein warmes Gefühl im Herzen und einen warmen Börek in der Hand. Der Tag war kalt. Das Gefühl kühlte schnell ab, der Börek auch. Iskren biß, kaute, schluckte, schätzte, wo er noch Geld ausborgen konnte, überlegte, was für Freunde er noch hatte, kaute ihre Namen durch, war erbittert, mußte schlucken, fühlte wie Freunde, warme Gefühle

und Börek verschwanden, wurde satt, wurde schläfrig, suchte Wärme, stieg in die U-Bahn, fuhr Richtung Heiligenstadt, sah Menschen ein- und aussteigen, hörte sie reden, schlief ein, sah nichts, hörte nichts, fuhr hin und retour und schlief.

Iskren träumte, daß er in einer goldenen U-Bahn fährt. Er sieht nicht, wohin er fährt, weil die Fenster auch golden sind. Iskren ist allein. Er sitzt auf einem goldenen Sitz. Die U-Bahn macht halt, aber niemand steigt ein. Da beginnt Iskren an dem Sitz zu rütteln, er will ihn ausreißen und mitnehmen. Schweiß rinnt über sein Gesicht, und die Schweißtropfen sind auch golden. Endlich gelingt es ihm, ein Stück vom Sitz abzubringen. Er nimmt ihn mit und steigt aus. Auf der Station begegnet er einem Polizisten, der nach seinem Paß verlangt. Iskren zeigt das goldene Stück, der Polizist beißt hinein und meint, es sei falsch. Iskren will ihm auch seine goldenen Schweißtropfen zeigen, aber er schwitzt leider nicht mehr. Er bemüht sich, macht Liegestütze, läuft auf der Stelle, tanzt sogar Kasatschok, aber umsonst, es kommt kein Schweißtropfen.

Iskren wachte auf. Er saß in einer U-Bahn, Station Heiligenstadt, und schwitzte. Ein säuerlicher Gestank stieg aus seinem Mund, ein säuerlicher Geruch von seinem Körper. Erbittert war Iskren eingeschlafen, sauer war er aufgewacht. Sauer auf seine Freunde, die ihm nicht helfen wollten, sauer auf sich selbst, weil er soviel Zeit verpennt hatte. Auf die ganze Welt war er sauer, in der so viele Wolfis und so wenig Agops lebten. Wer alles schluckte, fand diese Welt köstlich. Iskren hatte sie satt. Er wollte nicht mehr schlucken. Wien widerte ihn an. Wien war übel. Er wollte woanders sein. Dafür brauchte er einen Paß. Und schon wieder war er beim Geld. Und mit dem Geld schaute es übel aus. Es war einfach alles zum Kotzen. Sollte er sich nicht lieber der Polizei ergeben? Ein Bad und ein Bett würde er bekommen, aber auch blöde

Fragen. Nein, so blöd war Iskren noch nicht geworden. Wer was suchte, sollte es auch selber finden. Die Polizei suchte Iskren, er suchte Geld. Die Polizei wußte nicht, wen sie suchte, denn sie suchte immer noch den italienischen Staatsbürger Vito Berti, wie Iskren noch vor ein paar Wochen geheißen hatte. Iskren dagegen wußte, was er suchte. Also war er der Polizei voraus. Nur, daß die Polizei Zeit hatte und er nicht. Also mußte er schnell sein, schnell. Iskren schaute sich um. Neben ihm saßen zwei junge Burschen. Sie machten sich gerade aus, wo sie Silvester feiern würden. Sie lachten. Sie hielten kleine Glücksbringer in den Händen. Glück sollte ihnen das neue Jahr bringen. Neben ihnen stand eine alte Dame, eine braune Ledertasche in ihren knochigen Händen. Die Tasche konnte Iskren Glück für das neue Jahr bringen. Er musterte sie. Wie Wurzeln hatten sich die Finger der Frau in die Tasche geschlagen. Alte, krumme, trockene Wurzeln waren es. Ein stärkerer Wind, und schon war ihnen der Nährboden entrissen. Wieviel Saft konnte wohl in so einer Tasche sein? Im besten Fall 10000 Schilling, und das nur, falls die Oma die Enkerln besuchen ging. Nein, das war Iskren zu riskant. Solche Omas soll man lieber an ruhigen Vormittagen zu Hause besuchen, um das Gas oder die Elektrik zu kontrollieren. Man soll ein blaues Arbeitergewand tragen. Kaum sehen sie blau, machen sie auf. Sie denken eben oft an den Himmel. In diesen Wohnungen gibt es Fotos, Erinnerungen, Schmuck, Sparbücher und viel Einsamkeit. Es sind Wohnungen, in denen wenig erwartet und viel gelagert wird. Man soll nur nett und geduldig sein. Man soll Gas und Elektrik untersuchen, sich die Fotos anschauen, Erinnerungen hören, die Einsamkeit teilen, einen Kaffee trinken, und während man auf den Kaffee wartet, einen Blick unter die Matratze und in ein paar Fächer werfen. Man findet immer etwas. Es sind ja kleine einsame Wohnungen. Man hat auch Zeit. Es sind ja alte,

langsame Frauen. Danach geht man voll guter Erinnerungen nach Hause. Nein, Iskren hatte keine Zeit, ein blaues Arbeitsgewand zu suchen. Er mußte die 35 Blauen anders besorgen. Er stand auf und ging zur Tür. Rechts von ihm stand ein älterer Türke. Seine Rechte spielte mit seinem braunen Rosenkranz, seine Linke mit seinem silbernen Schnurrbart. Iskren schien es, daß er sich nach jedem Gebet ein Haar aus dem Schnurrbart riß. Mußte ihm wehtun, das Beten. Mußte wehtun. So wie Iskren das Wünschen. »Bete auch für mich, Türke. Bete auch für mich«, wünschte sich Iskren, stieg am Schwedenplatz aus, ging. Der Schnurrbart ging aber nicht aus seinem Kopf. Er kitzelte, er stach. Iskren spielte mit ihm. Iskren würde sich einen Schnurrbart wachsen lassen und ihn Haar für Haar ausreißen und ihn jedem Gott geben, der ihm dafür 35 000 anbieten konnte. Menschen würden für so etwas kein Geld bezahlen. Iskren dachte an alle seine Bekannten, die einen Schnurrbart trugen. Wer hatte eigentlich den größten? Ismail? Machmud? Nein, Massud hatte ihn. Massud hatte keinen Schnurrbart, er hatte ein Nest, unter dem sich seine Lippen wie neugeborene Schwalben versteckten. Nur dieses Nest hatte er aus dem Iran mitgebracht. Niemals trennte er sich von ihm. Als ob es ihm das Nest der Heimat ersetzen könnte. Es war ein viel, viel wertvollerer Schnurrbart, als daß er nur zwei Lippen versteckte. Unter ihm versteckte Massud die Heimat. Massud glaubte auch an Gott, zumindest sagte er das, weil er ihn oft brauchte. Massud war ein Spieler. Er hätte Iskren Geld geborgt, aber leider war er seit einiger Zeit in Deutschland. Massud hatte Iskren zuletzt von einer Zahlenkombination erzählt, die bei den Lottoautomaten tadellos funktionieren sollte. Massud hatte auch in den meisten Casinos Spielverbot bekommen, und deshalb war er jetzt wohl in Deutschland. Also mußte es an dieser Kombination liegen. Iskren versuchte, sich an die Zahlen zu erinnern. Er erinnerte

sich an eine Graphik. Die Zahlen bildeten einen Schnurrbart. Iskren freute sich. Massud wird ihn retten. Ein Schnurrbart wird ihn retten. Der Türke war kein Zufall. Gott hatte ihn geschickt. Was machte er noch am Schwedenplatz? Iskren brauchte nur spielen zu gehen. Es war 11 Uhr 30. Die meisten Spielautomaten befanden sich im Prater. Iskren stürzte zur U1. 11 Uhr 45 stand er vor dem Riesenrad. Der Platz war leer. Nur auf einer Bank schlief ein kleiner Mann mit einem Langos in der Hand. Iskren interessierten Menschen nicht, Iskren schaute auf Schilder. Und da waren sie. Casino Hommerson, Casino Casablanca, Casino Admiral. Welches sollte er wählen? Natürlich Casino Casablanca. Casablanca klang klassisch. Spiel's noch mal, Sam! Wenn man schon spielt, soll man im Casablanca spielen. So dachte Iskren, als er das Casino betrat. Heiter war er, selbstsicher war er, wieder der alte Iskren war er. »Heißt du Sam?« fragte er gleich einen vom Personal.

»Leider nicht«, antwortete der.

»Macht nichts. Bring mir jetzt bitte einen Kaffee und danach noch einen«, bestellte er.

»Verzeihen Sie, nur eine Frage zwecks optimaler Bedienung. Wann ist für Sie danach? Wenn die Tasche oder wenn die Tasse leer ist?«

Iskren lachte. Iskren schaute dem Mann in die blauen Augen und dachte an die blauen Scheine, die er brauchte. Auch einen hellen Schnurrbart hatte der Mann, hell und gepflegt. »Du gefällst mir«, sagte er, gab dem Mann 50 Schilling Trinkgeld und suchte die Lottoautomaten. Er fand sie schnell. »Du mußt zuerst den Automaten füttern und Geduld haben. Erst dann läßt er dich gewinnen. Werde nicht nervös und bleibe immer bei denselben Zahlen. Er verspeist zuerst 5000 Schilling, dann gibt er dir aber 20 000«, hörte Iskren Massuds Worte. Er steckte 5000 hinein, tippte die Zahlen so, daß sie einen Schnurrbart

bildeten und begann das Spiel. Iskren hatte Geduld, trank Kaffee, sah, wie er ab und zu Kleinigkeiten gewann, dann wieder verlor, sah, wie die Summe schmolz, wurde nicht nervös, verlor die 5000, begann zu zweifeln, ob der Schnurrbart die richtige Form hatte, ob er nicht zu hoch plazierte war, steckte noch 5000 hinein, malte mit den Zahlen einen anderen Schnurrbart, spielte, war geduldig, machte einen Schluck von der zweiten Tasse, wurde nicht nervös, gewann 5000, wurde froh, gab dem Blauäugigen Trinkgeld, spielte weiter, ließ sich Zigaretten bringen, rauchte, blieb geduldig, als auch diese Summe verspielt war, steckte ruhig auch die letzten 5000 hinein, hörte nochmals Massuds Worte, dachte, daß er im schlimmsten Fall zumindest 20000 gewinnen sollte, korrigierte nochmals den Schnurrbart, gewann, hatte wieder 15000 wie am Anfang, war aber noch glücklicher als am Anfang, hörte nicht auf den Blauäugigen, der ihm riet, nach Hause zu gehen, schickte ihn statt dessen noch einen Kaffee holen, lachte, lachte viel, denn jetzt war er glücklicher als am Anfang, spielte, spielte weiter, denn er brauchte weiterhin soviel Geld wie am Anfang, und verlor, und verlor, und verlor, und war nicht mehr geduldig, und wurde nervös, und begann auf den Automaten zu schlagen. Die Reihen der Zahlen auf dem Bildschirm bildeten einen Schnurrbart. Iskren wollte ihn Haar für Haar ausreißen. Iskren schlug auf den Bildschirm. »Hören Sie lieber auf. Das bringt nichts. Aber ich kann Ihnen gleich einen Weinbrand bringen«, sagte ein heller Schnurrbart neben ihm. Sollte Iskren auch auf diesen Schnurrbart einschlagen, auf diese blaue Augen, die ihn an die verlorenen Scheine erinnerten, auf diesen Menschen, der nicht Sam hieß? Nein, Iskren schlug nicht ins Helle, schlug nicht ins Blaue, schlug nicht ins Ungewisse.

»Ich hätte mir besser ein blaues Arbeitsgewand zugelegt. Wäre wohl sicherer gewesen«, sagte er.

»Sicher ist, daß Sie diesen Weinbrand bekommen können«, sagte der Mann. Iskren ließ seinen gleichgültigen Blick durch den Raum schweben.

Nichts gab es hier. Kein Geld, keinen Sam, nur blaue Augen, einen hellen Schnurrbart und ein Glas Weinbrand. Iskren griff nach dem Weinbrand.

»Scheißautomaten«, sagte er, trank und präzisierte anschließend. »Sie sind so programmiert, daß man verliert. Gewinnen kann nur der, dem sie gehören.«

»So ist es.«

»Aber der Mensch glaubt an seine winzigen Chancen und kommt hierher, um die fetten Ärsche der Besitzer zu füttern, und ich Trottel, obwohl ich es weiß, komme auch.«

»Aus dem Glauben der Menschen läßt sich am besten Geld machen. Aus dem Glauben, nicht aus dem Wissen.«

»Wem sagst du das!«

»Ich hoffe einem, der es wissen sollte.« Die Stimme klorrte, der Schnurrbart glänzte wie eine zweite vergoldete Lippe. Alles, was darunter hervorkam, schien lange geschmiedet und teuer zu sein.

»Du gefällst mir. Wie heißt du?«

»Lukas.«

»Lukas, du bist ein gescheiter Mensch. Was machst du hier in dieser Bude?«

»Sie überschätzen mich. Ich bin ein einfacher Mensch mit einfachen Wünschen. Ich bin hier zufrieden.«

»Lukas, ich nehme an, du bist ein Ausländer. Hast du deine Heimat verlassen, um an diesem dunklen Ort zu landen?«

»Sie sind vermutlich auch ein Ausländer, und sie sind auch hierher gekommen. Der Unterschied ist, daß ich hier mein Geld verdiene, Sie Ihres verlieren.«

»Das hast du gut gesagt, sehr gut. Du bist Pole, nicht wahr?«

»Und ich rede wahrscheinlich mit einem Bulgaren? Bei Ihnen hört man aber kaum den Akzent. Ich beneide Sie. Eine wunderbare Aussprache haben Sie. Wunderbar.«

»Nicht schlecht, Lukas, nicht schlecht. Meine Herkunft erraten nur wenige. Und du willst mir erzählen, daß du dich nach diesem Job ein Leben lang gesehnt hast«, sagte Iskren und versuchte, das Blaue zu durchdringen. Sein Blick hielt aber nicht lange und wurde auf den Schnurrbart wie auf ein sandiges Ufer gespült.

»Wie ich schon sagte, ich bin ein einfacher Mensch. Ich bin vor zehn Jahren aus Polen hierher gekommen, weil ich mir einen guten Fernseher, eine gute Stereoanlage, ein gutes Auto kaufen und ein großes Haus in Polen bauen wollte. Das war alles.«

»Und jetzt?«

»Jetzt brauche ich weder Fernseher noch Auto noch Haus.«

»Lukas, du bist ein glücklicher Mensch! Dir fehlt nichts, du brauchst nichts. Aber ich, Lukas, ich brauche vieles. Und ich bin unglücklich. Du kannst dir nicht vorstellen, wie unglücklich ich bin. Eigentlich bin ich verloren«, sagte Iskren und verlangte noch einen Weinbrand. Lukas ging und brachte ihn. Iskren nahm und trank ihn. Das Glas war leer, die Kehle brannte. Alles schien leer, alles verbrannt.

»Wäre ich nicht so verloren, hätte ich dir sofort angeboten, für mich zu arbeiten«, sagte er.

»Sie wären aber dann wahrscheinlich nicht hierher gekommen.«

»Das stimmt.«

»Sie können mir kein Angebot machen, also mache ich Ihnen eines. Ich kenne jemanden, der Ihnen helfen könnte.«

»Hat er einen Schnurrbart?«

»Nein.«

»Das ist gut. Und was verlangt er?«

»Blumen.«

»Ein Florist also!«

»Nein, ein Engel.«

»Gut, und weiter?«

»Er heißt Miro.«

»Miro?...« Der Name vermischte sich mit den Alkohol-dämpfen in seinem Kopf. »Ich kannte mal einen Miro. Hat alles Mögliche geschmuggelt. Waren, Autos, Menschen. War ganz groß im Geschäft. Hab' aber schon seit Jahren nichts mehr von ihm gehört und, Gott sei Dank, nie seine Hilfe gebraucht. Und noch einen Miro kenne ich hier in Wien. Einen Moldawier. Ein U-Boot-Mechaniker von Beruf. Hier arbeitet er auf den Donauschiffen. Meinst du ihn?«

»Nein, er ist auf keinem Schiff zu finden.«

»Und wo findet man ihn?«

»Auf dem Zentralfriedhof.«

»Ist er ein Wächter oder ein Totengräber?«

»Sein Grab ist dort.« Die Worte waren ganz klar, die blaue Farbe ganz dicht und ganz nahe. Lukas war nahe. War er aber dicht?

»Lukas, du linkst mich. Aber du machst es gut. Das gefällt mir.«

»Miro wird Ihnen noch besser gefallen, denn er wird Ihnen helfen. Er gefällt allen, die ein Wunder brauchen.«

»Hat er dir schon geholfen?«

»Ich hab' noch kein Wunder gebraucht.«

»Lukas, du machst mich fertig und hast Riesenspaß daran.«

»Ich hab' Ihnen nur etwas angeboten. Glauben Sie, Sie können dabei etwas verlieren?« Es folgte eine Pause und noch ein Weinbrand. Iskren überlegte.

»Du hast recht. Ich hab' nichts zu verlieren«, sagte er entschlossen. »Was für ein Landsmann ist dieser Miro eigentlich gewesen?«

»Ein Serbe, glaube ich.«

»Ich gehe also zu einem toten Serben.«

»Zu einem Engel. Engel haben keine Nationalität.«

»Na gut, ich probiere es. Ich hab' schon oft Geschäfte mit Serben gemacht. Schauen wir, ob's auch funktioniert, wenn sie tot sind. Kannst du mir bitte aufzeichnen, wo er liegt!«

Lukas holte ein Blatt Papier aus der Innentasche seines roten Sakkos. Endlich sah Iskren auch andere Farben. Ein weißes Hemd sah er, schwarze Hosen sah er, eine schwarze Masche sah er, einen silbernen Ring sah er, endlich sah er.

»Danke, Lukas«, sagte er und steckte das Blatt in seine Hosentasche. »Soll ich Miro schöne Grüße von dir schicken?« fragte er und hatte Spaß.

»Wie Sie wollen.«

»Ich sag' dir Bescheid, wenn's klappt. Ich schätze, es wird ein paar Tage dauern, aber keine Sorge, ich werde dich auf dem laufenden halten. Mach's gut, Lukas«, sagte er und ging hinaus und hatte weiter Spaß. Zum ersten Mal an diesem Tag hatte Iskren wirklich Spaß. Der Platz vor dem Riesenrad war leer. Nur auf einer Bank schlief ein kleiner Mann in grüner Tracht mit einem Langos in der Hand. »Diesem Marsmenschen nehme ich das Essen weg. So ist es eben auf der Erde«, sagte sich Iskren, nahm das Langos und hatte Spaß dabei. Das Langos war kalt, aber Iskren bekam wirklich Lust zu essen. Er ging, er aß. Der Wind war kalt, aber die Sonne schien und Iskren bekam wirklich Lust, mit einem kalten Serben zu sprechen. Er ging. Er wußte wohin und lächelte. Alles um ihn war kalt und lächelte.

In der Straßenbahn war es warm, aber niemand lächelte. Die Straßenbahn fuhr zum Friedhof. Die Türen öffneten sich, viel Trauer stieg aus, und ein Lächeln. Iskren stieg aus, mit einem weißen Zettel in der Hand. Die Trauer flattert, zerstreut sich, weiß, wohin sie geht. Iskren schaut den Zettel an. Darauf

ist ein Weg gezeichnet, der Weg zu Miro. Iskren geht diesen Weg. Der Boden ist kalt und hart, die Lacken vereist. Die Füße frieren, die Sohlen klopfen, die Sonne spiegelt sich und rutscht ab und zu ins Auge. Der Weg biegt sich und führt zu Miro. Bald soll das Grab auftauchen. Iskren bleibt stehen. Er sieht einen Mann vor dem Grab, er hört ihn reden. Der Mann sieht Iskren nicht. Er redet mit Miro. Iskren traut seinen Augen nicht und schließt sie. Der Mann redet weiter.

IV. *svetljo*

»Wenn's ein Bub ist, werden wir ihn Svetlin nennen. Wenn's ein Mädchen ist, kannst du sie nennen, wie du willst«, sagte Jordan, ohne sich umzudrehen. Er fuhr schnell und schaute lieber auf die Straße. Er sprach lieber mit Straßen. Er kannte sie gut. Er war Unteroffizier der Volksmiliz. Auf dem Rücksitz saß seine Frau Marina. Ein schwerer Atem saß auf dem Rücksitz. Jordan hörte ihn und fuhr schneller. Er fuhr zur Entbindungsanstalt. Die Juninacht drückte sich an die Fensterscheiben, drang in das Auto und schmuggelte noch den Geruch von Erde hinein. Vor Jordan ein helles Stück Straße, in seiner Frau ein neues Stück Leben und sonst nur Dunkelheit, Dunkelheit. »Wir werden ihn Svetlin nennen, nach meinem Vater, dem Partisanen«, wiederholte er.

»Wir wollten ihn doch nach meinem Vater nennen. Unsere Tochter trägt schon den Namen deiner Mutter«, stöhnte Marina.

»Er wird Svetlin heißen, wie der Partisan«, sagte Jordan dem hellen Stück Straße vor sich. Wem sonst? Hinter ihm war ja nur Atem, nur Luft war hinter ihm.

»Der Partisan«, dachte Marina. »Eine Nacht hat er im Mais geschlafen, und schon war er ein Partisan.«

»Kannst du das Fenster aufmachen«, sagte sie.

Die Luft zog ins Auto, frisch und ungeduldig. Marinas Verbündete war sie. Ferne Kunde vom Tau, von Grillen, von Fröschen und Sternen überbrachte sie ihr. Viel leichter fühlte sich Marina. Sie war nicht mehr allein. Sie sah die Autodecke an und ahnte den Mond darüber. Sie hörte das Pfeifen eines Zuges und ahnte die Weite. Sie sah den angespannten Nacken

ihres Mannes und ahnte die Enge und ahnte den Schweiß auf seiner Stirn. Marina roch die Felder neben der Straße, roch die Eisenbahn und ganz leicht roch sie auch schon die Stadt. Marina ahnte nichts mehr, sie roch die Welt, auf die ihr Kind kommen sollte. Jordan schaute vor sich, das helle Stück wurde größer, länger, breiter, die Stadt war da. Jordan schaltete die Sirene ein, denn er war mit seinem Streifenwagen unterwegs. Alle Autos fuhren an den Rand und blieben stehen. So sollte es auch sein! Wer traute sich, vor einem Milizwagen zu fahren oder seinen Weg zu queren? Ein Straßenhund traute sich. Jordan hatte keine Zeit auszuweichen und überfuhr ihn.

»Was war das?« fragte Marina.

»Nichts«, sagte er verärgert und fuhr schneller. Die Autos bogen weiter zur Seite und blieben wie brave Hunde am Straßenrand stehen. So liebte es Jordan. Aber dieser tote Hund verdarb ihm die Stimmung. Ein Bub würde sie ihm gleich wieder verbessern. Ein Svetlin. Er sah schon das Krankenhaus, aber kurz vor der Einfahrt wurde er von einem anderen Auto überholt. Beide Autos erreichten gleichzeitig den Eingang. Jordan sprang heraus, stürzte sich gleich auf den Fahrer, beschimpfte ihn. Wie er hieße, wollte er wissen, seine Papiere wollte er, an seiner Krawatte zog er, die Handschellen zeigte er. Der Mann aber fragte nach seinem Namen und meinte, der Genosse Milizionär wäre sehr, sehr unhöflich und wahrscheinlich auch sehr, sehr dumm, wenn er ihn nicht kannte. Solche Hunde wie ihn würde er nicht kennen, er würde sie zerquetschen, er würde sie dorthin stecken, wo sie hingehörten, meinte Jordan laut. Sehr schade wäre das, sehr schade, daß der Genosse Milizionär politisch so ignorant wäre, stellte der Mann fest. Denn er hieße Mladenov und wäre Vorsitzender des Kreisstaatskomitees der Partei, erwähnte Genosse Mladenov und zeigte lebhaftes Interesse, den Namen des Sergeanten zu erfahren. Er hätte keine Angst vor solchen

Genossen, denn ihre Macht stützte sich auf Genossen wie ihn, Jordan. Sie wären die wahren Kämpfer der Partei, meinte er und sah, wie Krankenschwester und Sanitäter zuerst die Frau des Genossen Mladenov holten. »Ich hab' keine Zeit, um länger mit Ihnen zu plaudern, meine Frau steht kurz vor der Geburt, und sie ist mir wichtiger als ein halbgebildeter Milizionär. Aber trotzdem werde ich zur rechten Zeit auch an Sie denken, ich werde Sie nicht vergessen, ich verspreche es Ihnen«, sagte Genosse Mladenov, schon mit einem weißen Kittel bekleidet.

»Mein Vater war ein Partisan, ein echter Partisan«, schrie Jordan hinter ihm her, und erst dann bemerkte er, daß seine Frau bereits auf einer Bahre lag.

»Was war jetzt?« fragte sie zwischen Wehen und Stöhnen.

»Lauter Hunde sind heute nacht unterwegs«, sagte er, während er neben ihr ging.

»Sie können hier nicht mehr rein, Genosse«, vernahm er die Stimme der Krankenschwester. Mladenov war hineingegangen. Er hatte einen weißen Kittel angezogen und war wie Dunst hinter der weißen Tür verschwunden. Jordan trug seine blaue Uniform. Er mußte draußen bleiben. Er mußte im Korridor warten. Er hatte die Uniform angezogen, damit er nicht warten mußte. Seine Schuhe knirschten, seine Hände schwitzten. Er mußte sich hinsetzen. In dem langen weißen Korridor wirkte er wie ein an die Wand gelehntes Werkzeug. Man hatte ihn vor die Tür gestellt. Jordan dachte an nichts. Seine kleinen braunen Augen ruhten bewegungslos in seinem dunklen Gesicht wie fette faule Fliegen auf einem schmutzigen Fenster. Aus einem Zimmer drang ein Heulen. Jordan dachte an den toten Hund. Seine Augen klebten an einem toten Hund, saugten an ihm, wurden fetter und schwerer. Ein weißer Dunst stieg auf, kam näher, wurde fester und erschreckte ihn zu Tode wie ein plötzlicher Wintereinbruch.

»Genosse Apostolov... Genosse Apostolov...«, hörte Jordan wie durch einen Sturm und sah plötzlich eine Krankenschwester vor sich. »Ich gratuliere. Sie haben gerade einen Jungen bekommen. Ihrer Frau geht's gut. Es war eine leichte Geburt«, sagte sie.

»Schwester, ich...«, versuchte Jordan zu sprechen, aber seine Zunge war eingefroren. »Sie können jetzt ruhig nach Hause gehen und sich ausschlafen. Gute Nacht.«

Jordans Zunge taute auf. »Ein Sohn, ein Sohn«, ließ sie ihn wiederholen. Das Wort schritt durch ihn wie ein Frühling. Alles wurde weggeschmolzen und aufgelockert. Jordan wurde weich, wollte sprechen, aber die Krankenschwester war verschwunden. Er stieg ins Auto, schaltete die Sirene ein, fuhr durch die Stadt, stoppte zwei Autos, teilte den erschrockenen Fahrern mit, daß er gerade einen Sohn bekommen hatte, bekam aufrichtige Glückwünsche, besonders vom Zweiten, der ein entflohener Sträfling war, ein Geldfälscher, der gerade mit einem Lastwagen des Fleischkombinats »Manole« seine ganze Werkstatt in eine andere Stadt übersiedelte. Von ihm bekam Jordan auch eine köstliche Salami, eine feste Umarmung und einige gute Ratschläge, was die Zukunft seines Sohnes betraf. Danach fuhr er zu den Kollegen in das zweite Bezirkskommisariat, teilte ihnen seine Freude mit, bekam Platzpatronen, feuerte fleißig, bekam Schnäpse, trank noch fleißiger, stieg mit einer Flasche sogar in den Keller zu den Kollegen, die gerade zwei Dissidenten verhörten, trank mit ihnen auf das Wohl seines Sohnes, schoß mit Platzpatronen auf die Dissidenten, schaute, wie sie erschrocken die Einschußlöcher auf ihrem Körper suchten, gab den Dissidenten ebenfalls Schnaps, damit sie nicht vor Angst sterben, hörte von ihrer Bereitschaft, alles zu unterschreiben, ermutigte sie weiter mit Schnaps, sagte zu den Kollegen: »So macht man das«, und fuhr dann erst nach Hause. Das Dorf, in dem er

wohnte, lag nur sechs Kilometer von der Stadt entfernt. Jordan fuhr immer noch mit heulender Sirene, aber jetzt sah er nicht nur ein helles Stück Straße vor sich, sondern Farben, Felder, fliegende, laufende, fliehende Vögel, Berge und Himmel, Himmel soweit er sehen konnte. Der Morgen des 12. Juni 1968 war angebrochen. Kurz vor 7 Uhr erreichte er sein Haus. Er schaltete die Sirene ab und stieg aus dem Auto. Auf der Hausmauer saß seine fünfjährige Tochter Dragomira, steckte die Hand in ein Glas Joghurt, zog sie ganz, ganz weit heraus, bewunderte sie kurz und schleckte sie dann schnell ab, um sie wieder bewundern zu können. »Wo ist dein Großvater?« fragte Jordan.

»Weiß nicht«, sagte Dragomira und leckte ihre Lippen.

»Und die Oma?«

»Weiß nicht. Sie hat mir nur gesagt, daß ich hier bleiben und brav sein soll. Papa, sag' ihr, wie brav ich da bleibe, sonst glaubt sie es mir wieder nicht. Ich hab' sogar den Ziegenhirten auf einem Esel gesehen. Papa, wieso haben die Esel so viele Fliegen am Popo?«

»Dragomira, du hast jetzt einen Bruder, Svetlin«, sagte Jordan.

»Gut«, sagte Dragomira nach kurzem Überlegen und schaute wieder auf ihre Hand. Sie gefiel ihr sehr. »Ich wollte lieber ein Fahrrad, aber wenn ihr mir einen Bruder gekauft habt, werde ich auch mit ihm spielen.«

Jordan hob sie in die Luft, nannte sie »kleines Teufelchen« und ging mit ihr ins Haus. Er setzte sie auf einen Stuhl, setzte ihr seinen Hut auf den Kopf, befahl ihr, auf ihn aufzupassen, warf sich auf das Bett und schlief sofort ein.

Jordan genoß den tiefen Schlaf eines einfachen Gemüts. Nicht einmal in seinen Träumen geschah etwas Außergewöhnliches. Denn Jordan Apostolov war aus einfachem Holz geschnitzt. Sein Vater Svetlin, ein Naturliebhaber, hatte ihn auf

einer Wiese neben einer Eiche gezeugt. Er hatte zu Ostern Dragomira, die einzige Tochter des Popen Serafim, dorthin gelockt, ihr ein Foto von Stalin und die Sterne, hinter denen es keinen Gott mehr gab, gezeigt, ihr eine Kette aus Flußperlen geschenkt und sie geschwängert. Ein schlauer Mann war Jordans Vater, der unter dem freien Himmel die größten Errungenschaften seines Lebens feierte. Man könnte sogar sagen, daß ihm der Himmel selbst dabei half. Einmal, weil er mit Dragomira eine reiche Frau heiratete, das zweite Mal, als die Partisanen ins Dorf kamen. Er hatte rechtzeitig gerochen, woher der Wind wehte, hatte sich mit einer rostigen Pistole und einem Stalin-Foto im Maisfeld versteckt, wohin ihm seine Frau jeden Tag das Essen brachte, und gewartet. Als dann die Partisanen vorbeigekommen waren, hatte er sich zu ihnen gesellt, mit ihnen gesungen und war so in die Dörfer der Umgebung einmarschiert. Von nun an war er nicht mehr von den Partisanen zu trennen. Eines nachts hatte ein Weinbergwächter auf ihn geschossen und seinen Oberschenkel getroffen. Svetlin sagte, er habe die Schußwunde bei der Verfolgung eines Faschisten abbekommen und wurde zum Helden. Er genoß das Geld der alten, alle Privilegien der neuen Macht, die Bewunderung seiner Frau und den Haß seines Schwiegervaters. Einen gottlosen Gauner nannte ihn dieser, denn er wußte nicht, daß Svetlin alles dem Himmel verdankte.

Nach Jordan gebar Dragomira noch drei Kinder, alle unter dem Dach ihres Hauses empfangen und alle im Alter von einem Jahr an einer seltsamen Erstickungskrankheit gestorben. Dragomira gebar, weinte, begrub, trauerte. Darin erschöpfte sich ihr Leben. Es war kein Leben. Es war schwarz wie ihr Kopftuch und verschwand Stück für Stück in demselben schwarzen Fleck Erde. Es war aus ihrem Körper gekommen und hatte sich in nichts als Trauer verwandelt. »Das ist Gottes Strafe, weil du einen Kommunisten geheiratet hast«,

sagte ihr Vater, der Pope Serafim. Dragomira wußte, daß es keinen Gott gab, sondern nur Sterne oben im Himmel, die ab und zu starben, so wie die Menschen. Sie liebte ihren Mann immer noch, mit der ganzen Traurigkeit ihres Körpers liebte sie ihn. Drei kleine Sterne waren aus ihr gekommen, hatten geleuchtet, aber dann waren sie erloschen und hatten ihre Tage verfinstert. Früher hatte Dragomira gestrahlt, aber ihrem Mann hatte sie nur kleine kurzlebige Lichter geboren und nun entschied sie, kein Kind sollte mehr aus ihr kommen, sie wollte selbst wieder strahlen, für ihren Mann wollte sie strahlen. So blieb Jordan, das Kind des freien Himmels, ihr einziges.

Seine Kindheit hatte Jordan im Freien verbracht. Er lief mit offenem Mund und rinnender Nase durch die Felder, schluckte Fliegen, blies Frösche auf, leerte Vogelnester, brach sich zweimal die Hand, kam immer mit vielen Eindrücken und leerem Kopf nach Hause zurück und wußte keine Frage seiner Eltern zu beantworten. Die Fragen wurden mehr und mehr, sein Kopf sturer und sturer. »Ein Jammer ist dieses Kind, eine Strafe«, klagte sein Großvater, der Pope. Seine Mutter jammerte, sein Vater strafte ihn. Aber es half nicht. In der Schule hatte Jordan wenig gelernt, zu Hause nichts, auf der Straße viel. Im Technikum hatte er gelernt, einen Traktor zu fahren und hinter Frauen her zu pfeifen, in der Armee, von Frauen zu träumen und hinter einem Panzer her zu laufen. Als er dann aus der Armee kam, lief er hinter den Frauen so ungeschickt her wie hinter Panzern, so daß ihm nachts nichts anderes übrigblieb als zu pfeifen, weiter zu träumen und sich zu besaufen. Traktor fahren wollte er nicht. Ein verpiffenes, verstoffenes Leben stand in Sicht. Da griff sein Vater ein, sein Vater, der Partisan. Er wußte, daß sein Sohn starke Muskeln, eine freche Zunge und wenig Verstand hatte. Aber er war eben sein einziges Kind. Er wußte, daß sein Sohn sich gern prü-

gelte, gern schimpfte und gern recht behielt. Also schaltete er seine Beziehungen ein und schickte ihn zur Volksmiliz. Schon nach einem Jahr bekam er einen ganz anderen Sohn zurück. Zwar hatte sich an seinem Charakter wenig geändert, aber er hatte eine neue, blaue, magische Uniform bekommen, die ihn nicht nur umhüllte, sondern sein Leben mit Inhalt füllte. Beruf und Uniform schienen ganz auf Jordan zugeschnitten. Er war eifrig und lernte schnell. Noch im ersten Jahr ergriff er zwei Diebe und einen berühmten Zuhälter und widmete sich von ganzem Herzen dem Kampf gegen die geheime Prostitution. Im Zuge dieses Kampfes ergriff er in einem Zimmer des Hotels Trimontium die langgesuchten Fräulein Isabella und Mimi zusammen mit einem türkischen Staatsbürger, der gerade wie ein Vogel Strauß sein Gesicht in Isabellas Scham vergraben und seinen Hintern der Obhut von Mimis Brüsten überlassen hatte. Jordan zerstörte sein Versteck, nahm die beiden Damen im Namen des Kampfes mit, stieg in den Aufzug, sah, wie Mimis rotlackierter Nagel den Stoppknopf drückte, spürte, wie Isabella seine Hose öffnete und das zivileste seiner Organe ergriff, und verlor im Zuge dieses Kampfes zwischen dem zweiten und ersten Geschoß seine Unschuld. Jordan schämte sich. Einmal hatte er ohne Uniform geschossen und gleich hatte er die Uniform befleckt. Er ließ die beiden frei, verschwieg den Vorfall und beschränkte seine Tätigkeit nun auf Kontrollen von motorisierten Transportmitteln. Er stand bei jedem Wetter am Straßenrand und stoppte ab und zu vorbeifahrende Fahrzeuge. Das tat er so lange, bis ihm die frische Luft endgültig den Kopf abgekühlt, der Regen seine Schande weggewaschen und die vielen Nachtdienste diese eine Nacht vergessen gemacht hatten. Jordan wurde wieder stolz und selbstsicher. Er sagte einer blond gefärbten Agitatorin der Vaterlandsfront, daß sie ihm gefalle und daß er mit ihr ausgehen wolle, wurde ausgelacht, sagte dann das gleiche

einer blond gefärbten Trolleybusfahrerin, wurde wieder ausgelacht, verzweifelte aber nicht und sagte es einer blond gefärbten Fahrscheinverkäuferin. Sie lachte auch, aber sie sagte »Ja«. Sie gingen aus, aßen Froschschenkel und tranken Bier, Jordan erzählte ihr von seinem Vater, dem Partisanenheld und von den Gefahren seines Berufs, hörte sie lachen, war glücklich, sah ihre bunten Augen, ihre gefärbten Haare, spürte, wie sich auch sein Leben verfärbte und wie sein Mund vor dem Einschlafen ihren Namen »Marina« wiederholte. Er traf sie weiter, trug sie auf seinen Händen bis zum Gipfel eines jeden Hügels dieser Stadt, und deren gab es sechs, keuchte, während sie scherzte und lachte, verlor viel Kraft, gewann aber Mut, küßte sie zum ersten Mal auf dem Gipfel des letzten, ruhte einen Tag, küßte sie dann auch in den Tälern, begleitete sie einen Monat lang nach Hause, stieg dann plötzlich mit ihr in den Aufzug, fuhr einige Stockwerke hoch, drückte auf Stopp und machte ihr einen Heiratsantrag. Sie lachte und sagte »Ja«. Vom Glück geschaukelt, ging Jordan durch die Straßen, voller Höhen und Tiefen erschien ihm das Leben. Zwischen dem zweiten und ersten Geschoß hatte er seine Unschuld verloren, zwischen dem vierten und fünften das Ja-Wort bekommen. Undurchschaubar schien ihm das Leben, und egal wie lange er dachte, er kam nicht dahinter, wohin es ihn führte. Vor seinen Augen nur beleuchtete Straßen, leuchtende Fenster und funkelnde Sterne. In seinem Kopf nur ein Ja. Aus Marinas Mund war es gekommen und hatte alle Häuser, alle Sterne, alles Denkbare ersetzt. Also ließ Jordan das Denken und pfiff lieber und träumte und lief durch die nächtlichen Straßen, lief voller Kraft wie hinter Panzern, berauscht von der Kraft seiner Muskeln und dem Wort einer Frau. Seine Uniform paßte ihm, sein Beruf paßte ihm und jetzt auch diese Frau. So glaubte Jordan, denn er war aus einfachem Holz geschnitzt.

Ende August bekamen alle Verwandten, sogar die, die in den entlegensten Teilen Bulgariens lebten, hellgraue Einladungen, auf denen zwei weiße Tauben abgebildet waren, die unter einem einzigen roten Stern flogen und die Hochzeit von Marina Videlova und Jordan Apostolov verkündeten.

Das Hochzeitsfest fand an einem heißen Oktobertag statt. Es wurde in Jordans Dorf in der Schulmensa gefeiert. Auf dem Sportplatz liefen keine munteren Pioniere, sondern drehten sich Schweinespieße, dampften große Kessel mit Lamm- und Kalbssuppe und war ein Tankwagen mit Wein geparkt. Die Gäste kamen in drei Bussen. Zwei waren voller Verwandter, der dritte voller Milizionäre, Kollegen von Jordan. Sie kamen wie für einen Wettbewerb und aßen, tranken und tanzten wie für einen Wettbewerb. Jordan blieb nicht lange unter den Gästen. Er ergriff die Hand seiner Frau und zeigte ihr zuerst die Schule, in der er wenig, dann das Haus, in dem er nichts gelernt hatte. Marina hatte seine Schulbank gesehen, nun sah sie sein Bett. Die Schulbank war aus Holz, und in sie waren mit Zirkel auf ewig Obszönitäten geschnitzt. Das Bett war frisch, weiß und auf ewig für die beiden vorbereitet. Marina hatte beim Anblick der Bank gelacht, nun lachte sie wieder. »Hast du deinen Zirkel mit«, fragte sie. Jordans Herz klopfte wie vor einem Wettbewerb. Er fühlte sich unsicher. Die einzige Erfahrung mit Frauen hatte er nicht in einem Bett, sondern in einem Aufzug gemacht. Und damals hatte er seine Uniform getragen. Sollte er sie wieder anziehen? Marina war schon unter der Decke. Ihr Duft nahm das Zimmer, ihr Körper das ganze Bett und ihre blond gefärbten Haare Jordans Verstand ein. Marina durfte seine Unerfahrenheit nicht bemerken, besann sich Jordan. Er war ein Milizionär, eines der wichtigsten Organe der Macht. Also stieg er zu ihr, ließ sie seine Macht und das wichtigste seiner Organe spüren und machte die Entdeckung, daß Marina ihre Unschuld schon ver-

loren hatte, und sicher nicht im Kampf mit der geheimen Prostitution. Jordan war zutiefst in seinem Stolz verletzt. Jordan blutete. Ein einziges verletztes Organ war er. Jordan war degradiert. Er befand sich im Haus, in dem er nichts gelernt hatte, nun aber wollte er wissen. Er wollte wissen, wie viele es gewesen waren und erfuhr, daß es nur einer gewesen war. Er wollte wissen, wer es gewesen war, und erfuhr, daß er ihn nicht kannte, daß alles jetzt unwichtig und längst Vergangenheit, daß er für sie tot und gestorben war. Ja, tot soll er sein! Er, Jordan, werde ihn umbringen, schrie er und zog seine Uniform an. Zum ersten Mal hatte er genau zugehört, zum ersten Mal lernte er. Sein Herz schlug wie nach einem Wettkampf, nur daß er Zweiter geworden war. So oft hatte er geträumt, so viel war er gelaufen, auf Händen hatte er Marina auf den Gipfel getragen, und alles umsonst. Er schaute durchs Fenster, vom schweren schwarzen Himmel gebeugt, keuchte die Straßenlampe nur in Abständen das Licht. Die Sterne glitzerten, aber alles umsonst. Allein war Jordan. Musik und ein freudiger Taumel kamen aus der Ferne. Jordans Hochzeit wurde dort in der Ferne noch gefeiert, seine Hochzeit. Sollte er dort hin laufen?

Marina zog ihn an sich, weinte, zog ihn aus, küßte ihn, zog ihn wieder ins Bett und weinte und küßte und trieb ihn wieder vom Tal bis zum Gipfel. Noch schöner schien ihm Marina, noch mehr zog sie ihn jetzt an, noch stärker wurde seine Wut auf sie und die Männer, noch süßer wurde die Wut. Schießen wollte Jordan, schießen. Aber auch vergeben, alles vergeben. Er flog über verregnete Täler, das Ja-Wort im Ohr, das Ja-Wort im Kopf, ein einziges Ja beflügelte alle seine Organe. Er hatte noch nie ein Ja so häufig gehört, er war auch noch nie wirklich geflogen. Nein, das war nicht wirklich. Geträumt war alles. Jordan fiel. Außer Atem lag er neben Marina, wie um die Wette gelaufen, aber wieder war er der Zweite.